

**EVA WÜRTEMBERGER**

*Das Sonnenwirtle*  
**Friedrich Schwahn  
und seine Braut**

*Historische Romanbiografie*



SPANNUNG

GMEINER







**EVA WÜRTEMBERGER**

Das Sonnenwirtle –  
Friedrich Schwahn  
und seine Braut

**ATEMLOS AUTHENTISCH** Vaihingen an der Enz 1760 – Der Verbrecher Friedrich Schwahn findet sein schmähhliches Ende unterm Henkersbeil. Mit ihm angeklagt: seine langjährige Geliebte, Christina Müllerin. Die schöne, junge Frau geriet wegen ihrer Beziehung zum Sonnenwirtle bereits mehrfach ins Visier der Justizbehörden. Ihr Leben nimmt eine noch dramatischere Wendung, als der Verbrecher schließlich gefasst wird.

Basierend auf den umfangreichen Verhörprotokollen der über ein halbes Jahr andauernden Untersuchung zeichnet die Autorin Eva Württemberger ein authentisches Bild der Geschehnisse. Seit dem 18. Jahrhundert wird die Geschichte um das Sonnenwirtle und seine unglückliche Liebschaft in Erzählungen und literarischen Bearbeitungen weitergegeben. Der vorliegende Roman bietet erstmals eine genaue psychologische, auf exakten Fakten basierende und dabei überaus spannende Umsetzung der wahren Begebenheiten aus der Sicht des eigentlichen Opfers: der bedauernswerten und aus ärmlichen Verhältnissen stammenden Bauerntochter Christina Müllerin.

© Sabine Seiter



*Eva Württemberger, Jahrgang 64, ist verheiratet, lebt in Süddeutschland und ist seit 14 Jahren als freiberufliche Musikerin, Komponistin und Autorin (unter dem Pseudonym Eva-Ruth Landys) tätig. Musik war und ist für die Gitarristin und Sängerin ein wichtiger Lebensmittelpunkt. Während ihres Studiums in Esslingen stieg sie in die Jazzszene ein und arbeitete mit namhaften Musikern. Seit 2010 arbeitet sie als Komponistin für den Schulmusikverlag Fidula und als Musicalautorin. Die Tätigkeit als Bühnenautorin führte sie zum Roman. Seit 2012 entstanden bislang vier historische Romane. Erstmals widmet sich die Autorin nun der deutschen Geschichte. Seit 2013 engagiert sie sich auch im Autorenverband HOMER – historische Literatur e.V.*

**EVA WÜRTEMBERGER**

Das Sonnenwirtle –  
Friedrich Schwahn  
und seine Braut

*Historische Romanbiografie*

SPANNUNG

GMEINER



Dieses Buch wurde vermittelt durch  
die Autoren- und Projektagentur Gerd F. Rumler (München)

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75/20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung des Bildes: © [https://commons.wikimedia.org/wiki/  
File:Antonio\\_de\\_Pereda\\_-\\_El\\_sueño\\_del\\_caballero\\_-\\_Google\\_  
Art\\_Project.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Antonio_de_Pereda_-_El_sueño_del_caballero_-_Google_Art_Project.jpg)  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-5097-6

# VORWORT

DER FALL DES BERÜHMT-BERÜCHTIGTEN RÄUBERS und Ausbrecherkönigs Sonnenwirtle steht wie ein Fanal in der württembergischen Rechtsgeschichte. Kein anderer Verbrecher Süddeutschlands hat die Gemüter nicht nur seiner Zeitgenossen, sondern auch die nachfolgender Generationen so sehr bewegt. Sein Name ist längst sprichwörtlich.

Schillers berühmtes Essay »Verbrecher aus verlorener Ehre« und in Teilen selbst sein später so erfolgreiches Drama »Die Räuber« basieren auf dem Leben des Friedrich Schwahn, wie das Sonnenwirtle mit bürgerlichem Namen hieß. Damit wurde im 19. Jahrhundert der Grundstein für die äußerst populäre Figur des galant-edlen Räuberhauptmanns gelegt, wie er uns seither in zahlreichen Romanen und Filmen begegnet. Nicht zuletzt Schwahns schmachliches Ende rief viele scharfe Kontroversen hervor. War er ein zu Unrecht Verfolgter, ein geschmähtes Opfer gesellschaftlicher Ablehnung und obrigkeitlicher Willkür, wie Schiller und auch Hermann Kurtz in seinem epochalen Roman »Der Sonnenwirt« (veröffentlicht zu Tübingen, 1847) behaupten, oder vielleicht doch eine Art schwäbischer Robin Hood?

Wer war dieser Mann wirklich? Niemand kann das wohl besser beurteilen als die junge Frau, die er zu seiner Liebsten erkor. Christina Müllerin, ein einfaches Mädchen aus dem Volke, wurde so unfreiwillig zur wichtigsten Zeitzeugin. Ich verfolgte also ihre Spuren in der Geschichte. Zahlreiche Gerichtsprotokolle, wissenschaftliche Abhandlungen und auch bisher unbekannte Fakten und Archivfunde

wurden für diesen Roman zusammen mit Archivaren und Museumsleitern gesichtet und auch – soweit möglich – vor Ort überprüft. Was sich fand, wirft in der Tat ein anderes Licht auf das dramatische Geschehen ...

# PROLOG

ALARMIERT HIELT CHRISTINA in ihrer Arbeit inne. Deutlich war der Gleichschritt auf den Pflastersteinen zu hören. Oh, sie kannte ihn, den Klang marschierender Stiefel, und sie hatte ihn weiß Gott fürchten gelernt. Ihre Angst verstärkte sich, als das rhythmische Trap-Trap immer näher kam. Wollten sie etwa hierher?

Das Kind zu ihren Füßen, ein Knabe mit wolligem, rötlichem Haar und den noch vollen Wangen der frühen Kindheit, schien ihre Anspannung zu spüren. Fragend schaute er zu ihr hoch, dann legte er die glatte Stirn in Falten und begann zu greinen.

»Nicht weinen, Peterle!« Sie nahm ihn hoch. Das Kind war an sie gewöhnt und beruhigte sich rasch. Glucksend griff er in ihr goldblondes Haar. Selbst er konnte sich der verführerischen Kraft dieser leuchtenden Flut nicht entziehen, wie so viele Männer. Christinas Herz pochte laut, dehnte sich mit jedem Schlag schmerzhafter in ihrem Brustkorb. Ein seltsam flatterndes Gefühl breitete sich in ihrem Magen aus. Was, was nur konnten die Soldaten des Herzogs hier wollen?

Ihr Brotherr, der angesehene Bäckermeister Peter Schönleber, schien das ebenso wissen zu wollen. Vernehmlich dröhnte sein brummiger Bass vom Hof durch die geschlossenen Fenster herein. Was er fragte, konnte sie nicht genau verstehen. Doch war seine Verärgerung deutlich zu spüren. Wie konnte man es wagen, wie konnten die Männer des württembergischen Herzogs es wagen, einen solchen Aufstand auf seinem Hof zu veranstalten? Das verscheuchte die Kundschaft. Und war er, Peter Schönleber, nicht ein Mitglied des Rates auf

Lebenszeit und damit ein einflussreicher Mann in der Stadt? Man hatte sich schließlich nichts zuschulden kommen lassen, und neuerliche Willkür des Herzogs Karl Eugen – wohlweislich fehlte der Zusatz *edel* in den nun sehr lauten und recht zornigen Worten des Alten – sah man auch in Waiblingen nicht gern. Der Herrscher Württembergs war in der Tat nicht allzu beliebt, besonders bei den wohlhabenden Zunftmeistern, die sich von seinem ausschweifenden Lebensstil und dem damit zusammenhängenden unablässigen Geldbedarf um ihr wohlverdientes Eigen gebracht sahen.

Der schneidende, doch noch recht junge Tenor des anführenden Offiziers wischte die Einwände rüde beiseite. Man sei hier auf allerdurchlauchtigsten Befehl und verbitte sich jede Einmischung seitens Unbeteiligter. »Christina Müllerin ... unverzüglich festzunehmen ...« Die Worte drangen wie Gewehrkugeln durch die milchigen Butzenglasscheiben der Wohnküche und verwandelten Christinas Furcht in nackte Panik.

Ihr Blick jagte zur Tür. Nein, da kam sie nicht hinaus. Sie würde den Soldaten direkt in die Arme laufen. Sollte sie versuchen, aus einem der Fenster zu springen? Auch das war keine Option! Nie und nimmer würde sie den Sprung aus dem ersten Obergeschoss auf das harte Pflaster des Hofes unbeschadet überstehen. Im Erdgeschoss lagen die Backstube, die Stallungen und der Laden des Bäckermeisters. Schon hörte sie die Tritte der Männer auf den Stufen der außen liegenden Steintreppe, die zum Obergeschoss des Hauses führte. Da wurde die Tür aufgerissen.

»Christina!«

Es war Veith. Lieber, lieber Veith. Hager, hochgewachsen, Mehlstaub in den ungeordneten dunklen Haaren. In seinen aufgerissenen Augen sah sie deutlich die Verwirrung, ja Verzweiflung, die sich gewiss genauso in den ihren spiegelte.

»Was können sie denn noch wollen? Du hast doch schon ... ich meine ...« Seine Stimme kippte. Ein Schluchzen entrang sich ihm.

»Ich weiß es nicht, Veith!«

»Ich lass das nicht zu!«

»Veith, ich bitte dich, tu nichts ...«

Da wurde er von hinten beiseitegedrängt.

»Christina Müllerin?« Der Tonfall des Offiziers war übermäßig barsch. Vermutlich wollte er damit seine Jugend wettmachen. Der Mann zählte kaum 20 Jahre, während die ihn begleitenden einfachen Soldaten beide im mittleren Alter waren. Alle drei drängten sich nun in die Wohnküche des Hauses. Das Kind auf Christinas Armen schlang beim Anblick der Soldaten in Uniform ängstlich die runden Ärmchen um ihren Hals und verbarg das Gesicht in der weichen Kuhle nahe ihres Schlüsselbeins. Sie spürte, wie der kleine Körper bebte.

»Deins?«, fragte der Offizier.

»Nein«, Christina schüttelte den Kopf. »Ich bin nur die Kindsmagd. Seine Mutter starb bald nach der Geburt.«

»Dann muss sich jetzt eben jemand anders darum kümmern.«

Veith drängte sich nach vorne und nahm ihr den Kleinen ab. »Es ist mein Sohn. Ich bin der Schwiegersohn von Bäckermeister Schönleber und ich will wissen ...«

Kühl richtete der Offizier seinen Blick auf ihn. »Was will er\*? Er hat hier gar nichts zu wollen!«

Ein Augenblick des stummen Kräftemessens zwischen den beiden Männern, doch Veith war nicht willens nachzugeben. Das musste der andere schließlich einsehen.

»Ich will wissen, was man ihr vorwirft. Sie hat sich nichts

---

\* Diese im 18. Jahrhundert übliche Anredeform für das »gemeine Volk« in der 3. Pers. Sing. soll im Roman mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben werden.

mehr zuschulden kommen lassen, seit sie aus dem Zuchthaus entlassen wurde. Das kann ich bezeugen.«

Der Offizier zuckte betont gleichgültig mit den Schultern. Doch offenbar spürte er endlich, dass seine Arroganz fehl am Platze war und die Dinge nicht eben vereinfachte. »Ich weiß es nicht. Der Befehl lautet, dass man alle, die mit dem Schwahnen Friedrich zu tun haben oder hatten, nach Vaihingen an der Enz bringen soll, und zwar unverzüglich.«

»Aber ...?«

»Habt Ihr es denn nicht gehört?«

»Was gehört?« Deutlich war nun ein Beben in Veiths Stimme zu vernehmen. Christina wusste kaum zu sagen, ob es Wut oder Angst war. Vermutlich etwas von beidem.

Ein zufriedenes Lächeln stahl sich auf die Lippen des Herzöglichen. »Nun, man hat ihn endlich geschnappt. Gefangen wie einen gewöhnlichen Spitzbuben.«

»Das Sonnenwirtle ... gefangen?«

»Das wurde ja auch allmählich Zeit. Hat uns alle lange genug zum Narren gehalten, der Teufelsbraten! Und nun wird ihm und seinem ganzen Gesindel in Vaihingen der Prozess gemacht.«

Das ließ Veith auffahren. »Sie hat nichts mehr mit ihm zu schaffen, wollte es auch nie!«, schrie er. »Warum begreift ihr und euer verfluchter Herzog das nicht?« Seine Haut unter der hellen Mehlschicht färbte sich rot im Zorn. Der Junge begann nun ebenfalls aus Leibeskräften zu schreien.

»Du wagst es ...?« Der Offizier gab seinen beiden Untergebenen einen Wink. Diese nahmen sofort ihre Waffen mit den aufgefplanten Bajonetten hoch und legten an auf Veith, der immer noch das schreiende Kind an sich gepresst hielt.

»Ich werde mitgehen!« Rasch schob sich Christina dazwischen. Es durfte ihnen nichts geschehen! Nicht noch mehr Leben, die Frieders wegen zerstört wurden. Ihres war es

bereits. Wie hatte sie nur glauben können, der Albtraum sei vorbei? Es würde nie vorbei sein! Nie!

Tränen liefen ihr über die Wangen. Doch dann machte sie tapfer einen Schritt auf den Offizier zu und hielt ihm ihre nach oben gedrehten, zu Fäusten geballten Hände entgegen, die Handgelenke dicht aneinandergedrückt. Vermutlich würde man sie in Ketten legen, bevor man sie abführte und durch die Gassen der Stadt Waiblingen zerrte, unter den neugierigen Blicken und dem Getuschel der Leute. Ihr grauste es bei dem Gedanken. Doch sie hatte keine Wahl. Sie hatte nie eine Wahl gehabt.

## TEIL I

Ein grüner Berg, ein dunkles Tal,  
und das ist weynen und klagen.  
Und warum hab' ich auch so sehr,  
mich an ihm festgehangen?  
*(Volksweise)*

Ebersbach, 1749, Ende November ...

## KAPITEL 1

MARGARETHE SCHOB UNNÖTIGERWEISE die Schüsseln mit dem in Honig und Essig eingelegten Wintergemüse auf dem Brett ein weiteres Mal in eine andere Position. Als ob sie damit mehr Kunden anlocken könnte.

»Nun lass doch«, ermahnte Christina ihre jüngere Schwester ärgerlich, »du machst mir noch die Webtücher schmutzig. Dann verkaufen wir erst recht nichts.« Hastig zog sie den Stapel mit den sorgfältig geplätteten, groben Leinenstoffen beiseite. Ein paar schön geratene Stücke waren darunter, bei denen sie zusammen mit Anna und Margarethe in mühevoller Arbeit an langen Abenden zu Hause einzelne Webfäden herausgelöst und somit ein reizvolles Lochmuster hatte entstehen lassen. Das würde sich gewiss als Betttuch oder Aussteuerstück eignen. Wenn es doch nur jemand kaufen würde.

Doch die Bürger und Fuhrleute warfen, wenn überhaupt, nur achtlose Blicke auf ihre Waren. Ohnehin war wenig los an diesem Markttag. Aber auch wenn mehr Kaufwillige unterwegs gewesen wären, man misstraute ihnen. Die Bürger Ebersbachs jedenfalls zogen es vor, bei ihren Verwandten und Bekannten zu kaufen und nicht bei ihnen, die sie erst im Frühjahr hergezogen waren.

Dabei hatte sich der Vater einiges davon versprochen, die Brücken in Plüderhausen hinter sich abzurechen und einen neuen Anfang im Oberamt Göppingen zu wagen. Woher allerdings die fast 1.000 Gulden kamen, die der nicht eben kleine Hof am Ortsrand Ebersbachs gekostet hatte, hatte Christina nicht zu fragen gewagt. Vermutlich hätte sie auch keine Antwort erhalten. Der Vater sprach nicht viel, und

wenn, dann waren seine Worte barsch und ungnädig – und das ganz besonders ihr gegenüber. Christina wusste, dass er sie insgeheim für ein Kuckucksei hielt, das sein Weib ihm frech ins Nest gelegt hatte. Und wer konnte es ihm verdenken? Tatsächlich wirkte sie aus der Art geschlagen. Sie war ganz anders als ihre Schwestern und Brüder, die alle eher dunkel und von kräftigem Wuchs waren. Ihre Glieder jedoch waren schlank, zierlich, und ihr Haar seidig und lang und von einer Farbe wie reife Kornähren unter der Mittags-sonne. Niemand in ihrer ganzen Familie hatte Haar von dieser Farbe. Nicht einer.

Margarethe murrte. »Ich mach das, wie ich es für richtig halte. Du hast mir gar nichts zu sagen!«

»Ich will nur nicht, dass du die Möglichkeit vergibst, doch noch etwas einzunehmen. Du weißt, wir brauchen das Geld.«

»Ja, ja, *ja*, wir brauchen das Geld und alles andere auch.«

»Sei nicht dumm, die Steuern müssen gezahlt werden, und wenn wir wieder nicht zahlen können ...«

»Hör schon auf! Das ewige Lamento, ich kann es nicht mehr hören.« Ärgerlich wandte sich Margarethe ab, begann aber gleich darauf zu kichern. »Er guckt schon wieder.«

»Wer?«, fragte Christina unwillig. Ihre Schwester war nahezu besessen von dem Wunsch, das Interesse der Männer auf sich zu ziehen. Das geschah leider allzu selten. Die Mutter hatte ihre letzte Tochter schwer geboren. Das Kind, so hieß es, hatte einige Zeit im Mutterleib festgesteckt, und es war schon befürchtet worden, dass weder Mutter noch Kind die Geburt überleben würden. Dann aber war es dank der Kunstfertigkeit der Dorfhebamme nach etlichen Stunden doch noch gelungen. Das Neugeborene war jedoch nicht unbeschadet davongekommen. Eine leichte Lähmung des rechten Arms und vor allem der rechten Gesichtshälfte war

die Folge gewesen und hatte den Mund Margarethes von früher Kindheit an schief und ihr Augenlid schlaff werden lassen. Kein schöner Anblick jedenfalls.

»Der da drüben. Da, bei den Metzgern.« Margarethe kicherte erneut albern. Die Bauersfrau am Nachbarstand, die Eier und einige selbst geschlachtete Hühner feilbot, schüttelte missbilligend den Kopf.

Verstohlen folgte Christinas Blick dem ihrer Schwester. Tatsächlich, drüben auf der anderen Seite des Marktes, wo die Metzger ihre Stände aufgeschlagen hatten, stand ein junger Mann und sah zu ihnen hinüber. Aber es war nicht Margarethe, der seine Aufmerksamkeit galt. Christina schoss das Blut in die Wangen und sie senkte rasch den Blick. Fahrig ordnete sie die Leinentücher vor ihr auf der groben Holzlade\*, obwohl es nichts zu ordnen gab.

Margarethe verhaspelte sich fast vor Aufregung: »Sieh! Sieh doch, jetzt kommt er tatsächlich her. Er sieht gut aus, oder?« Rasch fuhr sie sich noch einmal mit der gesunden Hand durch das braune, etwas strohige Haar. Christina wagte es nicht, den Blick zu heben. Da stand der junge Mann auch schon vor ihr.

»Seid Ihr von hier? Ich bin mir nicht sicher, ob ich Euch schon einmal hier gesehen habe.« Seine Stimme war kräftig, geradezu energisch, dazu beachtlich männlich für seine Jugend.

»Sicher sind wir von hier, was denn sonst? Du bist wohl ein wenig dumm«, antwortete Margarethe in etwas zu keckem Ton. Christina hätte ihr gerne einen zurechtweisenden Stoß in die Seite versetzt. Leider wusste ihre Schwester, wie so oft, nicht, was sich gehörte. Deutlich war sich Christina der Blicke der Ebersbacher Bauersleute und Krämer um sie her

---

\* Breites Holzbrett, das als Verkaufsstand diente. Daher auch der *Einkaufsladen*.

bewusst, als ob diese geradezu auf die Reaktion, die zwangsläufig erfolgen würde, lauerten.

Statt einer Antwort griff der junge Mann nun nach den Stoffen, die in einem säuberlichen Stapel vor ihr lagen. Rasch durchsuchte er das Leinen und zog schließlich ein Tuchstück mit einem besonders gelungenen Lochmuster heraus. Anna hatte es gemacht. Sie war sehr geschickt in diesen Dingen. »Das da, was kostet das?«

»Kannst du dir das überhaupt leisten? Und was willst du auch damit? Du schmierst es doch nur mit Blut voll«, meinte Margarethe frech.

»Dich habe ich nicht gefragt«, knurrte der junge Mann böse. Margarethe verstummte augenblicklich.

»Einen Gulden und acht Kreuzer«, sagte Christina rasch und sah auf. Das war gewiss nicht wenig, aber sie mussten noch die Standgebühr und die übliche Sozialabgabe an den zuständigen Obmann des Marktes leisten. »Es stecken viele Stunden Arbeit darin«, setzte sie fast entschuldigend hinzu. Die Leute um sie her starrten immer noch. Sie wagte es, ihren ersten Kunden an diesem Markttag genauer in Augenschein zu nehmen.

Er sah wirklich nicht übel aus, auch wenn eine gewisse Rauheit von ihm ausging. Breitschultrig und sehr kräftig war er, wie viele Metzger, wenn auch nicht sehr groß, eigentlich kaum größer als sie selbst. Dennoch traute sie ihm ohne Weiteres zu, ein halbes Schwein ganz allein zu schultern. Ebenso breit und etwas derb war seine Stirn. Ein dichter, störrischer Schopf braunen Haares krönte den runden Schädel. Eigentlich hatte sie, dem rauen Ton nach zu urteilen, den er eben an den Tag gelegt hatte, eine gewisse Dumpfheit in seinen Zügen erwartet, doch seine Augen sprachen eine ganz andere Sprache. Der Blick aus diesen nussbraunen Augen zeugte von einer überaus wachen Intelligenz und von großem Interesse. Einem außerordentlichen Interesse – und zwar an ihr. Ver-

wirrt senkte sie die Lider. Ihre Hände zitterten ein wenig. Sie wusste selbst nicht, warum.

»Ich geb dir einen Gulden und eine Wurst, in Ordnung?«

»Ich ... äh ...«

»Das geht in Ordnung«, sagte Margarethe, die soeben ihre Sprache wiedergefunden zu haben schien. »Aber wir suchen sie uns selbst heraus, drüben bei deinem Stand. Abgemacht?«

»*Sie* sucht sie aus, nicht du.«

Margarethe, nun sichtlich beleidigt, öffnete den Mund, um zu widersprechen, doch Christina kam ihr zuvor. »Lass nur, Margarethe. Bleib du hier beim Stand. Ich gehe schnell mit hinüber. Eine geräucherte, was meinst du?«

»Hm.« Margarethe war immer noch verärgert. Wut schlich sich in ihre Augen, und Neid. Neid darüber, dass es wieder einmal die hübsche Christina war, die das Interesse des männlichen Geschlechts, und ganz besonders dieses Vertreters desselben, auf sich zog. »Mach doch, was du willst. Ist mir egal.«

Christina seufzte, beeilte sich dann aber, hinter ihrem Stand hervorzukommen und ihrem einzigen Kunden zu den Fleischerständen gegenüber zu folgen.



»Du hättest besser auf die acht Kreuzer bestanden.« Noch einmal sog die Mutter den verführerischen Räucherduft der Stangenwurst ein. Christina wusste, dass sie nur aus Prinzip ihren Unmut äußerte. Die Wurst war definitiv mehr wert als acht Kreuzer und jetzt im Winter überdies eine sehr willkommene Abwechslung in ihrer sonst eintönigen Küche.

»Den Gulden hat er mir auch gegeben, und dann hat er seinen Knecht angewiesen, noch etwas von unseren Rüben zu kaufen. So haben wir wenigstens ein bisschen verkaufen können. Heute lief es nicht gut ... bei allen nicht«, setzte Chris-

tina nach und hielt ihrer Mutter den Verdienst des heutigen Tages, fast eineinhalb Gulden, hin, bevor diese ihr weitere Vorhaltungen machen konnte.

Margarethe saß auf der Bank am Ofen, die Knie dicht unter das Kinn gezogen, und wärmte sich die durchgefrorenen Glieder. »Die Bergerin sagt, das sei der Sohn vom Sonnenwirt gewesen. Frieder sei sein Name und kein Mädchen wär gut beraten, sich mit dem einzulassen. Aber Christina ist ja gleich mit ihm mitgegangen. Das hätte ich nicht gemacht. Ich hab gleich gemerkt, was das für einer ist.«

Christina bedachte ihre Schwester mit einem langen Blick. »So, hast du das. Ich sage dir etwas, Schwesterherz, ich habe mich nicht mit ihm *eingelassen*. Ich habe ihm lediglich ein Stück Leinen für gutes Geld verkauft. Und jetzt will ich nichts mehr davon hören.«

Doch die Mutter war mit einem Mal sehr aufmerksam geworden. »Der Sohn des Sonnenwirts, sagst du? Das ist ja sehr interessant. Hat er sonst noch etwas gesagt?«

Christina biss sich auf die Lippen. Tatsächlich war es ihr unangenehm, ihrer Mutter darüber zu berichten, dass dieser Friedrich Schwahn sie gar nicht mehr hatte gehen lassen wollen. Wo sie denn wohne, hatte er gefragt, wer ihre Eltern seien und ob sie schon eine Liebschaft habe. Ja, eigentlich hatte sie sich ein wenig bedrängt gefühlt, aber irgendwie auch geschmeichelt. Noch nie hatte einer der Ebersbacher Jungmänner so demonstrativ Interesse an ihr bekundet, obwohl sie oft genug guckten und manchmal auch feixten und schrill piffen. Dass es sich bei ihrem neuen Verehrer um den Sohn des reichsten Schildwirtes\* im Ort handelte, machte die Sache nicht nur für ihre Mutter spannend.

---

\* Wirtschaft mit der Berechtigung, auch Übernachtungsgäste zu beherbergen. Nur diese Wirtschaften durften per Gesetz im Württembergischen ein Schild (z.B. eine Krone, einen Adler, ein Ross usw.) vor die Tür hängen.

»Aber die Bergerin sagt, das sei ein rechter Tunichtgut und hätte seinem Vater schon viel Kummer bereitet.« Margarethe schien plötzlich sehr erpicht darauf, die negativen Seiten des Wirtssohnes herauszustellen. »Wisst ihr, wo der das letzte halbe Jahr war? Im Zuchthaus zu Ludwigsburg!« Der Triumph in ihrer Stimme war unüberhörbar. »Es heißt, er hätte sich betrunken und einen seiner Zechkumpane verprügelt.«

»Und wenn schon!«, ertönte da eine männliche Stimme. Hans-Jerg, der ältere Bruder, hatte soeben die Wohnküche betreten. »Den er da verprügelt hat, der hat es gewiss verdient.« Das Gesicht gerötet von der winterlichen Kälte, warf er die schaffellverbräunte Joppe ab und ging hinüber zur Feuerstelle, um die dort köchelnde Suppe zu inspizieren. Unzufrieden verzog er das Gesicht. »Wieder nur Graupen mit Wurzeln«, murrte er. »Nicht mal für ein paar Knöpfle\* langt es mehr. Ein Schweinefraß ist das.« Dann erspähte er die Wurst in der Hand der Mutter. »Vom Sonnenwirt etwa? Haben wir einen Festtag, oder was geht hier vor sich?«

»Ein Tauschgeschäft, weiter nichts«, erläuterte Christina willig. »Sag, was weißt du von der Sache?«

Hans-Jerg ließ sich ebenfalls auf der Bank am Ofen nieder und streckte die Beine stöhnend von sich. »Ach, das schwätzen sie eben unter den Männern im Ort. Das war der Kreuzwirt, der Lorenz Schenck. Der soll irgendwann behauptet haben, der Frieder habe ihm Ranktrauben vom Haus gestohlen, und da hat Frieder ihm das Maul gestopft, aber so richtig. Musste nachher sogar einige Tage das Bett hüten, so hat der Frieder ihm Bescheid gestoßen. Geschieht dem Schenck auch recht. Eine alte Schwatzbaze ist das. Der macht des Teufels Großmutter noch Konkurrenz mit seinem losen Maul.«

---

\* Rundgeschabte Mehl-Eierspeise, den »Spätzle« ähnlich. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die Hauptsättigungsbeilage der bäuerlichen Küche im Süddeutschen.

»Und dafür haben sie ihm gleich ein halbes Jahr Zuchthaus aufgegeben?«, fragte Christina ungläubig. »Die Betrunkenen prügeln sich doch immerzu wegen irgendetwas, und sei es wegen der Fliege an der Wand. Hier genauso wie andernorts. Das ist doch nichts, was man so aufbauschen müsste.«

»Jaaa ...«, Hans-Jerg brummte gedehnt, »war wohl nicht das erste Mal. Davor hat er auch schon einige Händel mit seinem Vater gehabt. Das ist aber ein ganz sturer Hund, zumindest sagen das die anderen. Irgendwas haben sie auch von einer Geldkassette erzählt, die er bei seinem alten Herrn einmal hat mitgehen lassen, aber das muss anscheinend schon Jahre her sein. Schnee von gestern jedenfalls. So übel ist der Frieder gar nicht.«

»Du kennst ihn also?«, fragte die Mutter und stellte ihrem Ältesten rasch eine Schüssel Suppe hin. Er, als zweiter Mann im Haus, bekam selbstverständlich zuerst zu essen, vor den Mädchen. Die Wurst hängte sie jedoch in den Rauch, solche Schätze galt es, wohl zu verwahren.

Hans-Jerg zuckte mit den Schultern und widmete sich sichtlich enttäuscht seiner Graupensuppe. »Ein wenig. Hab kürzlich mit ihm beim Ochsenwirt eine Runde Karten gespielt mit ein paar anderen zusammen. Er ist noch nicht lange wieder zurück aus dem Zuchthaus. Reden wollt er auch nicht drüber, was ja zu verstehen ist. Scheint aber ein Bursche auf dem *Quivive*\* zu sein. Hättest sehen sollen, wie der uns ausgezogen hat beim Geigeln\*\*. Bis aufs Hemd! Dem macht so schnell keiner was vor.«

---

\* Entlehnt aus der franz. Militärsprache. »Qui vive?« war ursprünglich der Ruf der Wachsoldaten ab dem 16. Jahrhundert. In etwa vergleichbar dem deutschen »Wer da?« Der Begriff wurde ins Süddeutsche übernommen und bedeutete hier so viel wie: *auf der Hut sein, gut informiert sein, seinen Vorteil achten.*

\*\* Beliebtes württembergisches Kartenspiel mit einem besonderen, nur in Württemberg geläufigen Kartenblatt, bestehend aus Schelle, Eichel, Herz und Blatt. Am ehesten mit dem Kartenspiel »66« vergleichbar, jedoch mit doppeltem Kartendeck.

»Wem macht keiner was vor?« Die knurrige Stimme des Vaters, der soeben, dicht gefolgt von den zwei letzten Familienmitgliedern, den Raum betrat, ließ sie aufschrecken. Der Vater war ein reizbarer Mann, aufbrausend und oft wenig einsichtig. Darin war er seinem Ältesten, der als Stammhalter den Namen des Vaters trug, nicht unähnlich. Matthäus, der jüngere Bruder, den alle Matthis nannten, war da ganz anders. Aber der zählte nicht viel, ebenso wenig wie die Mädchen. Eigentlich war er nichts als ein besserer Knecht, und so oblag ihm auch die Aufgabe des täglichen Stallausmistens. Eine Arbeit, die er soeben brav erledigt hatte. Beißend scharf hing der Geruch des Viehdungs in seinen Kleidern. Hans-Jerg gab seinem Bruder mit einem knappen Ruck des Kinns zu verstehen, dass er sich gefälligst an die gegenüberliegende Seite des Tisches zu verziehen hatte, so wie er stank. Matthis wehrte sich nicht, sondern nahm still, fast demütig seinen Platz ein. Er war von der Natur nicht eben mit besonderer Geistesschärfe ausgestattet worden. Ja, oft genug schimpfte ihn die Mutter einen tumben, unbrauchbaren Klotz, weil er nicht schnell genug verstand, was man ihm auftrug. Hatte er aber verstanden, dann verrichtete er seine Aufgabe mit großer Ernsthaftigkeit. Christina mochte ihn fast am liebsten von der ganzen Familie. Aber auch zu Anna, ihrer älteren Schwester, hatte sie Vertrauen. Weit mehr als die Mutter war diese der ruhende Pol des Müller'schen Clans. Doch nicht mehr lange. Anna hatte sich kürzlich verlobt und würde bald von zu Hause weggehen. Vermutlich mit nicht allzu großem Bedauern.

»Ich habe etwas gefragt und erwarte eine Antwort.« Der Tonfall des Vaters hatte schon jetzt diese besondere Bedrohlichkeit, die die ganze Familie zur Genüge kannte und auch fürchtete.

»Es geht um den Sohn des Sonnenwirts, den Friedrich Schwahn«, sagte Christina schnell. Sonst schien keiner in der

Familie den Mut aufzubringen, dem Befehl des Vaters Folge zu leisten. Im Falle ihrer Mutter war es vermutlich auch die schlichte Weigerung. Die Ehe der Eltern war beileibe kein Hort der Christlichkeit und Liebe, wie es der Pfarrer in der Kirche so oft predigte. Die Mutter ließ keine Gelegenheit aus, dem Vater vorzuwerfen, es nicht weiter gebracht zu haben. Und wenn sie es nicht sagte, so sprachen ihre Blicke und ihr unfreundliches und übellauniges Wesen lauter als ihr übliches Gezänk. Dabei war sie selbst aus bescheidenen Verhältnissen. Irgendwann vor vielen Jahren hatte sich der Vater auf ihr Drängen hin sogar zu einer Dummheit hinreißen lassen, die ihm zwei Jahre Festungshaft auf dem Hohen Neuffen eingebracht hatte, aber keine Verbesserung seiner Lage. Ganz im Gegenteil. Auch das war ein Thema, an das man besser nicht rührte, wenn man sich nicht eine Mauschelle oder Schlimmeres einzufangen gedachte. Der Umzug nach Ebersbach sollte ein letzter Versuch eines Befreiungsschlags aus der drohenden Armut sein, doch es sah nicht gut aus.

»Er hat uns heute etwas abgekauft und eine Stangenwurst dazugegeben, weil Christina ihm die ganze Zeit schöne Augen gemacht hat«, krächte Margarethe, vorlaut wie immer. »Die Leute haben sich recht das Maul über sie gewetzt.«

Wütend starrte Christina sie an. Konnte sie nicht einfach still sein? Doch Margarethe hatte die schroffe Zurückweisung des Sonnenwirtsohns auf dem Markt noch immer nicht verdaut und versuchte offenbar, sich zu rächen.

Wie ihre Schwester es erhofft hatte, reagierte der Vater schroff. »Du Unglücksmensch! Willst du, dass im Dorf noch mehr über uns getratscht wird als ohnehin schon? Es kommt noch so weit, dass man dich eine Hure nennt, so wie du dich aufführst, du ...«

Wütend funkelte die Mutter den Vater an. »Du trägst gewiss nichts dazu bei, dass man besser über uns denkt. Unfä-

hig, den Hof aus dem Größten herauszubringen, das bist du, jawohl! Ein Bauer willst du sein? Dass ich nicht lache! Ich weiß ja nicht einmal, was ich morgen noch auf den Tisch bringen soll.«

»Was? Was redest du da?« Der Vater erhob sich halb vom Stuhl, auf den er sich gerade erst niedergelassen hatte. Seine Gesichtszüge wurden bleich und verzerrten sich vor Wut. Dann fegte er mit einer einzigen heftigen Bewegung die Suppenschüssel vom Tisch, die ihm die Mutter hingestellt hatte.

Das kam einer Kriegserklärung gleich. Die Mutter ließ sich nicht zweimal bitten. Sie nannte weiß Gott eine gut gewetzte Zunge ihr Eigen. »Ich wag es wohl, es kann nicht schaden, wenn Christina dem Wirtssohn ein wenig schöntut. Lass sie doch! Dann kommt wenigstens *einmal* etwas Ordentliches zum Essen auf den Tisch. Du bekommst das ja nicht zustande. Wir werden alle miteinander noch verhungern.«

»Wag es ja nicht, mir Vorhaltungen zu machen. Ich arbeite, dass mir die Knochen brechen.« Seine Stimme wurde gehässig. »Doch das ist der feinen Herrin ja nicht genug. Stattdessen erziehst du sie jetzt zu einer Hure, gerade so, wie ihre eigene Mutter eine ist. Willst du, dass wir noch mehr zum Gespött werden? Dann nur so weiter!«

»Komm, Matthis!«, flüsterte Christina und nahm den jüngeren Bruder, der die Augen ängstlich zusammengekniffen hatte, bei der Hand. Sie wusste aus langer Erfahrung, wann es Zeit war, den Schauplatz der elterlichen Auseinandersetzungen zu verlassen. Leider bedeutete das auch, dass das Abendessen, so kärglich es war, für heute ausfiel. Ein Jammer, aber nicht zu ändern. Alles besser, als zwischen die Fronten zu geraten.

»Hat er dir wirklich eine ganze Wurst geschenkt?«, fragte Matthis, als er hinter ihr die Stiege zu den Schlafkammern hin-

aufstieg. Verlangend leckte er sich die Lippen. »Das ist aber nett von ihm. Vielleicht bekomme ich ja auch etwas davon. Morgen, was meinst du?«

»Bestimmt, morgen.« Christina lächelte gequält und schirmte die Kerze in ihrer Hand gegen den kühlen Luftzug ab, der jetzt die schmale Stiege hinunterstrich. Das Licht flackerte, brannte aber weiter. Die Chancen für ihren kleinen Bruder, auch ein Stückchen des Leckerbissens zu ergattern, standen leider ausgesprochen schlecht. Das würden wahrscheinlich die Mutter und Hans-Jerg unter sich ausmachen und vielleicht der Vater, sollten sich die beiden heute Abend nicht noch die Augen auskratzen.

»Geh jetzt schlafen, Matthis. Morgen ist auch noch ein Tag.«

»Ich habe aber Hunger«, maulte dieser.

»Ich auch! Aber weißt du was, ich werde später noch einmal in die Küche hinuntergehen, und wenn noch etwas von der Suppe da ist, dann bringe ich dir etwas. Gut so?«

»Ja!« Matthis nickte eifrig. »Aber nicht vergessen, Christina.«

Dann verschwand er in der zugigen Kammer, die ihm als Schlafstatt diente. Auch Christina machte sich, sorgsam auf die flackernde Kerze achtend, auf in ihr Zimmer. Immerhin hatte der Umzug dazu geführt, dass sie jetzt eine Kammer für sich hatte und nicht mehr mit Margarethe zusammen in einem Bett schlafen musste, auch wenn das bedeutete, mit einem ungeheizten Raum vorlieb nehmen zu müssen. Eine Welle des Zorns wallte in ihr auf. Das war wirklich gehässig von ihrer jüngeren Schwester gewesen. Dabei konnte sie doch am allerwenigsten dafür, dass dieser Friedrich Schwahn ein Auge auf sie geworfen hatte. Sie hatte ihn gewiss nicht dazu ermutigt. Ärgerlich stieß sie mit dem Fuß die Tür zu ihrer Kammer auf, als ein feines Klirren die Fensterscheibe erzittern ließ. Christina schrak zusammen, dann lauschte sie. Stille ...

Doch, da war es wieder.

Jemand warf kleine Steine an ihr Fenster. Schnell steckte sie die Kerze in den irdenen Halter auf ihrem Nachttischchen, dann ging sie hinüber zum Fenster und öffnete es. Die Kälte der Winternacht raubte ihr fast den Atem.

»Christina?«

Es war der Sonnenwirtssohn, der da unten im gefrierenden Matsch des Hinterhofs stand und nun sehnsüchtig zu ihr hinaufblickte.

»Frieder, du?« Die Überraschung machte sie für einen Augenblick sprachlos. Der Kerl war ja reichlich dreist. Einfach so hier aufzutauchen! Dabei hatten sie doch heute erstmals ein Wort miteinander gewechselt. »Was machst du hier? Und überhaupt, woher wusstest du, dass das mein Fenster ist?«

Er grinste. Das Mondlicht beleuchtete sein Gesicht und hob die breite Stirn und die kühne Nase hervor. »Das war nicht schwer zu erraten. Die unverheirateten Weiber einer Familie schlafen meistens auf der Rückseite eines Bauernhauses, direkt unter dem Dach. Ich habe einfach gewartet, ob ich Licht sehe, und dann habe ich mein Glück versucht. Wenn es deine schiefmäulige Schwester gewesen wäre, hätte ich ihr eben einen Stein an den Kopf geworfen und mich dann davongemacht.« Er lachte leise. »Aber ich habe richtig geraten, wie du siehst.«

»Was willst du denn?« Christina wusste wirklich nicht, ob sie empört oder erfreut sein sollte.

»Du scheinst schlechter im Raten zu sein als ich. Kannst du dir nicht denken, was ich will?«

Gegen ihren Willen schoss Christina jäh die Röte ins Gesicht. Die Worte des Vaters klangen ihr noch in den Ohren. »So weit kommt es noch. Was denkst du von mir? Mach, dass du wegstommst!«

»Sei doch nicht gleich so garstig. Genauso könnte ich fragen, was du von mir denkst. Glaubst du etwa, ich will gleich bei dir liegen?« Er feixte kurz, wurde dann aber wieder ernst.

Christina schämte sich. »Nein ... nein, ich ...«, stotterte sie verlegen. Tatsächlich hatte sie genau das angenommen. Was war ihr nur in den Sinn gekommen?

»Da siehst du's.« Der Sonnenwirtssohn klang ganz vernünftig. »Ich wollte dich nur fragen, ob du noch eine Weile herauskommst. Ich würde gerne ein wenig mit dir reden. Bitte sag ja.«

»Ich weiß nicht.«

»Nur reden, weiter nichts. Was ist schon dabei?«

Sie schluckte. »Nun gut. Wart, ich komme hinunter. Bleib einstweilen dort.«

Als sie leise die schmale Stiege hinunterschlich, hörte sie, wie die Eltern in der Küche noch immer erbittert stritten. Üble Reden flogen im hitzigen Wortgefecht hin und her. Sie zögerte. Was, wenn gerade jetzt jemand in den Gang trat und sie auf der Treppe entdeckte? Nun, dann würde sie eben einfach behaupten, sie habe sehen wollen, ob noch etwas von der Abendsuppe da sei. Wer konnte es ihr verdenken?

Rasch huschte sie an der Tür zur Wohnküche vorbei hinüber zum Hintereingang des Hauses, trat auf den Hof hinaus und schloss die Tür schnell hinter sich.

»Da bist du.«

Er stand direkt neben ihr, als wäre er aus der Dunkelheit gewachsen. Unwillkürlich zuckte Christina zusammen.

»Ich hatte doch gesagt, du sollst dort unter meiner Kammer warten.«

»Ich konnte nicht. Ich hatte solche Sehnsucht.« Sie spürte, wie sich seine Hand warm und fest um die ihre schloss. »Komm!«

»Wohin?«

»Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Etwas zeigen? Was denn?«

Seine Augen blitzten übermütig. »Das verrate ich nicht.«

Sie ließ sich von ihm mitziehen, obwohl sie nicht wusste, ob sie das Richtige tat. Sie kannte diesen Kerl doch gar nicht und darüber hinaus ... Immerhin war er schon mehrfach mit der Obrigkeit aneinandergeraten, hatte sogar schon im Zuchthaus gegessen. »So wie dein eigener Vater«, flüsterte eine Stimme missbilligend in ihrem Kopf. Wahrhaftig, es war dieser Tage wirklich keine Kunst, sich die unerfreuliche Aufmerksamkeit der Gerichtsbehörden zuzuziehen. Dazu brauchte es nur eines ein wenig zu freimütigen Geistes oder vielleicht allzu leerer Taschen. Wie konnte sie es sich also anmaßen, diesen Wirtssohn zu verurteilen, ohne seine Sicht der Dinge zu kennen?

Der Wald, der die Höhen bedeckte, stand schwarz in der sterneklaren Nacht, als sie den Hügel hinter dem Dorf hinaufgingen. Frieder plauderte unentwegt, machte ihr unverhohlenen Komplimente. Christina wurde es ein wenig unheimlich. Vielleicht hätte sie sich doch nicht auf dieses Abenteuer einlassen sollen? Was führte der Sonnenwirtssohn im Schilde, und was wollte er mit ihr ausgerechnet im Wald?

»Wie weit ist es noch?«, fragte sie schließlich, bemüht, ihre Ängstlichkeit zu verbergen.

»Oh, nicht mehr weit.«

»Ich weiß nicht, Frieder. Ich sollte zurückgehen. Meine Eltern werden sich fragen, wo ich bin.«

Er bedachte sie mit einem spöttischen Blick. »Das werden sie gewiss nicht tun. Die streiten sich so lange, bis einem von ihnen der Atem ausgeht. Und das wird nicht deine Frau Mutter sein, wie ich ihr Gezeter einschätze. War ja bis draußen zu hören. Die hat einige Erfahrung darin, stimmt's?«

Christina entzog ihm gekränkt ihre Hand. Er hatte zweifellos recht, aber was gingen ihn die Auseinandersetzungen ihrer Eltern an? »Das hast du nicht zu beurteilen.«

Er lachte. »Nein, das habe ich nicht. Aber es wundert mich, dass du deine Leute so in Schutz nimmst. Im Dorf wird nicht allzu gut über euch gesprochen.«

Christina schwieg verstimmt.

»Nun sei nicht böse. Das Geschwätz der Leute kümmert mich nicht.«

»Das glaube ich allerdings gern!«, entgegnete Christina mit einem Hauch von Spott.

Die Anspielung entging ihm keineswegs. Für einen Augenblick zog er ärgerlich die Augenbrauen zusammen, doch dann lächelte er wieder. »Mich kümmert eigentlich nur die Tochter, weißt du. Du bist anders. Das habe ich gleich gemerkt.«

»Ach ja?«

»Und sehr hübsch dazu. Weißt du auch, dass du mir sehr gut gefällt, Christina Müllerin?« Er nahm sie jetzt an beiden Händen und sah ihr direkt in die Augen. Sein Gesicht näherte sich dem ihren. Sie roch seinen Atem, roch den Weingeist darin. Hatte er sich Mut angetrunken? Sie drehte den Kopf weg. »Was wolltest du mir denn so dringend zeigen? Entweder du sagst es jetzt oder ich kehre auf der Stelle um, damit du es weißt.«

Enttäuscht ließ er sie los. »Ich habe dir ein Geschenk gekauft beim Krämer auf dem Markt, aber wenn du es nicht haben willst ...«

»Ein Geschenk für mich?« Christina staunte. Tatsächlich konnte sie sich kaum erinnern, wann sie zum letzten Mal ein Geschenk erhalten hatte. Die Patin in Plüderhausen hatte ihr zum Namenstag manchmal eine Kleinigkeit zukommen lassen, ein Büchlein mit Gebeten etwa, ein Säckchen mit Dörrobst und Nüssen oder auch einmal eine gemalte Karte

mit einer schön gekleideten Frau darauf, die mit einem bunt bebanderten Stab in der Hand wolkenweiße Schafe hütete – als ob je ein Mensch Schafe in solchem Festgewand hüten würde! Doch die Patin war lange tot.

»Ich habe es dort im Holz in einem Eulenloch versteckt.« Er wies mit ausgestreckter Hand in Richtung Wald.

Sie traute ihm nicht, aber die Neugier siegte. »Also gut, aber dann gehe ich nach Hause.«

Er wirkte zufrieden. »Abgemacht. Nur noch bis zum Waldrand, dann bringe ich dich nach Hause.«

Es war tatsächlich nicht mehr weit bis zu dem angekündigten Versteck, und was er mit sicherem Griff aus dem verlassenen Eulenloch herausholte, ließ ihre Augen groß werden. Es war ein wunderbar gesticktes Haarband. Goldfäden und auch ein paar Glasperlen glänzten im Mondlicht auf dunklem Samt. Das Haarband einer wohlhabenden Frau, wenn nicht sogar einer Prinzessin. Im Leben hatte sie noch nicht so etwas gesehen, geschweige denn besessen. Ehrfürchtig glitten ihre Finger über die feine Arbeit. »Es ist wunderschön!«

»So schön wie du.« Seine Augen leuchteten. Wieder war er ihr sehr nahe. Sie verwehrte es ihm nicht.

Seine Hand griff in ihr Haar und zog sie an sich. Dann, ehe sie sich versah, presste er seinen Mund auf den ihren und küsste sie.

## KAPITEL 2

DIE MUTTER LÄCHELTE UNTERWÜRFIG. »Vergelt's Gott, kann ich nur sagen. So schöne Würste und sogar ein Stück Speck! Das kommt uns gelegen. Saatgut konnten wir wegen des späten Umzugs kaum mehr in die Erde bringen, und nun ist auch noch das Vieh krank geworden.«

Frieder grinste breit und legte seine Hand um Christinas Hüfte, die neben ihm auf der Bank saß. »Ist schon recht. Ich will ja nicht, dass die Familie meiner Braut darben muss.«

Der Vater, der auch dabeisaß, ließ ein unwilliges Brummen hören. Frieder warf ihm einen herausfordernden Blick zu. »Passt dir das etwa nicht, Hans-Jerg Müller?«

»Selbstverständlich passt es ihm.« Die Stimme der Mutter bekam einen drohenden Unterton, während sie ihren Mann scharf ansah. »Was kann er auch dagegen einzuwenden haben, dass der Sohn des reichsten Wirtes in Ebersbach um seine Tochter freit?«

Christina wusste es besser. Der Vater hatte es sie bereits deutlich spüren lassen, was er davon hielt. Als er das Band, das Frieder ihr in jener Novembernacht geschenkt hatte, in ihrem Haar erblickte, hatte er es ihr grob vom Kopf gerissen und sie angeschrien, was ihr nur in den Kopf käme, sich solche Geschenke machen zu lassen und damit auch noch herumzustolzieren. Wer ihr das gegeben habe, hatte er wissen wollen, und nachdem sie aus Angst nicht gleich geantwortet hatte, seiner Frage mit einigen Backenstreichen schmerzhaft Nachdruck verliehen. Doch wenn Christina geglaubt hatte, die von ihr daraufhin unter Tränen gegebene Auskunft würde den Vater besänftigen, nämlich, dass es sich um Friedrich

Schwahn handle und dass dieser es wirklich ehrlich mit ihr meine, hatte sie sich geirrt. Der Vater war regelrecht außer sich geraten, hatte noch lauter geschrien und sie an den Haaren gezogen. Wäre die Mutter nicht dazwischengegangen, er hätte sie grün und blau geschlagen. Das Haarband hatte er behalten – zur Strafe, wie er sagte – und sie hatte es seitdem nicht mehr gesehen. Vermutlich hatte er es verkauft. Ein Umstand, den sie mehr bedauerte als die blauen Flecken, die sie davongetragen hatte. Aber sie war ja auch selbst schuld. Warum hatte sie das Haarband unbedingt zum Kirchgang anziehen wollen? Närrin, die sie war.

Die vielen Wortgefechte und Streitigkeiten der Eltern, die diesem Zwischenfall gefolgt waren, hatten sie im Nachhinein darüber belehrt, warum der Vater so sehr gegen ihren eifrigen Freier eingenommen war: Um den Hof stand es schlecht. Sehr schlecht. Ja, es stand sogar zu befürchten, dass er nicht zu halten war. Als wäre der Bauer Hans-Jerg Müller vom Pech verfolgt, war vorige Woche auch noch eine Kuh an einer Art Viehräude zugrunde gegangen, und zwei weitere schienen sich angesteckt zu haben. Auf der Haut der beiden betroffenen Rinder zeigten sich dieselben schwärzlichen Flecken und Geschwüre wie bei der Verendeten, und vielleicht würden auch sie verrecken. Das war, schlicht gesagt, eine Katastrophe! Wenn das Vieh starb, war das der Anfang vom Ende. So war die Wut des Vaters sogar ein wenig nachzuvollziehen, wenn auch schwer erträglich. Es sei an der Zeit, hatte er angesichts des sich schon blähenden Tierkadavers getobt und dabei Matthis und vor allem Christina sehr böse angeschaut, dass seine faule und nichtsnutzige Brut auch einmal etwas zum Unterhalt der Familie beitrüge und sich nicht nur vollfräße wie die Maden im Speck. Deshalb habe er für sie beide eine Arbeit im Dorf besorgt und er erwarte, dass sie ihren Lohn zur Gänze zu Hause ablieferten. Flausen wie eine

bevorstehende Hochzeit oder eitlen Tand könne sie, Christina, sich gleich aus dem Kopf schlagen. Er habe beileibe kein Geld übrig, um noch eine weitere Hochzeit auszurichten, geschweige denn eine Mitgift zu stellen. Sein Ton war an dieser Stelle noch galliger geworden, als er ohnehin schon war. Und für sie gleich zweimal nicht! So hatte er gesagt und dabei wütend gegen den Kadaver getreten, als ob das arme Tier etwas dafür konnte. Schon dass Anna meine, heiraten zu müssen, sei weit über dem, was er sich leisten könne, hatte er weitergeschrien, aber nun einmal nicht mehr zu ändern. Doch für so ein wertloses Unglücksmensch – ein weiterer böser Blick in Christinas Richtung – würde er einen Teufel tun. So weit komme es noch! Und ob sich die Mutter wirklich einbilde, einer wie der Sonnenwirt würde seinen einzigen Sohn ein solch putzsüchtiges, faules *Mensch* heiraten lassen?

Christina seufzte und versuchte, sich ein wenig aus Frieders Umarmung zu lösen. Es gelang ihr nicht, seine Hand lag fest und unverrückbar auf ihrer linken Hüfte. Vermutlich hatte der Vater sogar recht, obwohl ihr der Gedanke widerstrebte. Der Sonnenwirt, das wusste jeder im Ort, war ein stolzer, unnachgiebiger Mann und das Verhältnis von Vater und Sohn alles andere als harmonisch. Das war schon daran zu erkennen, wie hasserfüllt Frieder über seinen Vater und vor allem über seine Stiefmutter sprach, die ebenfalls ein Ausbund an Gehässigkeit und Missgunst sein musste, seinen Worten nach zu urteilen. Christina wusste nicht zu sagen, ob dies der Wahrheit entsprach. Sie kannte die Frau nur vom sonntäglichen Kirchgang, und dort saß sie immer weit vorne bei denen vom Kirchberg. Überwiegend waren das die bessergestellten Bürger Ebersbachs. Die Sonnenwirtin stammte zwar aus Kirchheim, war aber bei den Reichen und Wichtigen des Dorfes wohlgelitten. Das war wohl ihrer nicht zu leugnenden engen Freundschaft mit der Frau des Amtmanns Liomin

geschuldet. Zusammen mit der Frau des Pfarrers bildeten die drei einen wahren Hexenzirkel, wie Frieder spöttisch behauptete, der weder an seiner Stiefmutter Maria noch an den beiden anderen ein gutes Haar ließ. Christina hatte sich seine Anklagen geduldig angehört, sich jedoch einer Meinung dazu enthalten. Besonders boshaft erschien ihr Frieders Stiefmutter nämlich nicht, aber wer wusste schon, was innerhalb der privaten Räume des Wirtshauses vor sich ging?

»Hörst du mir überhaupt zu?« Frieder knuffte sie zärtlich in die Seite. »Ich möchte, dass du heute nach der Silvestermette zu uns in die ›Sonne‹ kommst.«

»Ins Wirtshaus ...?«

»Nein, du Dummerle, zu meinem Vater und seiner Frau.«

Christina spürte, wie sich die feinen Härchen an ihren Unterarmen aufstellten. Eine seltsame Erregung ergriff sie.

»Und was soll ich da?«

»Das kannst du dir wohl denken, oder?«

Und ob sie sich das denken konnte. Seit Wochen sprach er von nichts anderem. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, erschien geradezu besessen von dem Gedanken an eine Heirat. Sie mochte Frieder zwar gut leiden, aber manchmal war er ihr wirklich ein wenig zu drängend in seiner Werbung. Wozu die Eile? Sie waren doch beide noch längst nicht volljährig.

»Frieder, meinst du nicht, wir sollten noch warten? Es ein wenig langsamer angehen lassen? Wir kennen uns doch kaum mehr als einen Monat. Und dein Vater wird es nicht erlauben, fürchte ich ...« Sie verhaspelte sich, biss sich auf die Unterlippe. Unruhig huschten ihre Augen zum Vater. Doch der zeigte keine Regung, saß nur da und starrte zu Boden, die Kiefer so fest aufeinandergepresst, dass sich die Wangenmuskulatur deutlich abzeichnete.

Frieder rückte nun doch unmerklich ein Stück von ihr ab. Seine Hand löste sich von ihrer Hüfte und seine Augen

blitzten verärgert. Das kräftige Nussbraun wich einem noch dunkleren Ton. Seltsam, wie seine Empfindungen sich in der Farbe seiner Augen spiegelten. Sie hatte inzwischen gelernt, darin zu lesen wie in einem Buch – ohne Zweifel standen die Zeichen auf Sturm.

»Man sollte fast meinen, du willst nicht.«

»Aber lieber Frieder, natürlich will sie!« Jetzt war es Christina, die von der Mutter mit strafenden Blicken bedacht wurde. »Wir könnten uns keine größere Freude vorstellen, nicht wahr, Hans-Jerg?«

Ein unangenehmes Schweigen lastete für einen Moment im Raum. Dann erhob sich der Vater jäh. »Der Sonnenwirt wird seine Einwilligung nicht geben, lasst euch das gesagt sein. Das Ganze ist eine Narretei von dir, Friedrich Schwahn, weiter nichts.« Er zuckte mit den Schultern, als ginge ihn das alles nichts an. »Aber wenn du sie unbedingt haben willst, dann sieh auch zu, dass du die Hochzeit und alles Weitere selbst besorgst. Ich jedenfalls will und werde nichts damit zu tun haben.« Er wandte sich ab und ging zur Tür.

Frieder sprang auf. Christina sah von hinten, wie sich seine kräftigen Schultern spannten, fast wie ein Raubtier vor dem Sprung. Plötzlich erfasste sie eine unbestimmte Furcht.

»Was soll das heißen?« Frieder machte einige weitere Schritte auf den Vater zu. Der zögerte, die Hand auf dem Türknauf. Dann drehte er sich langsam um. Spürte auch er die Bedrohung, die plötzlich von dem Freier seiner Tochter ausging?

»Was das heißen soll? Das heißt, dass ich nicht bereit bin, für diesen Irrsinn auch nur einen Kreuzer zu bezahlen. Nicht mehr und nicht weniger. Ich kann es mir einfach nicht leisten, verstehst du?«

»Geld ... immer nur Geld!« Frieder spuckte dem Vater die Worte buchstäblich ins Gesicht. Er war ihm nun ganz nahe.

»Wisst ihr alten Männer nichts Besseres als Geld? Zählt denn die Liebe nicht?«

Er ertete nur ein spöttisches Lachen. »Nun, Friedrich Schwahn, dann lass dir gesagt sein, dass die Liebe noch nie auch nur einen Hasenfurz wert war und es auch nie sein wird. Liebe hat noch keinen Menschen satt gemacht. Aber das ist eine Lektion, die werdet ihr schon noch von allein lernen. Dazu braucht ihr mich nicht. Und jetzt lass mich in Ruhe.«

»Einen Teufel werde ich ...«

»Ich sagte, lass mich in Ruhe!« Der Vater richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Auch er war nie ein Schwächling gewesen, und seine Fäuste wussten immer noch zuzuschlagen. »Dies ist immer noch mein Haus, und ich will darin meinen Frieden haben. Du gehst jetzt besser.« Er öffnete auffordernd die Tür. »Sollte es dir wider Erwarten gelingen, Friedrich Schwahn, die Einwilligung deines Vaters zu bekommen, dann tu, was immer du meinst, tun zu müssen. Aber bis dahin hältst du dich von hier fern. Ich will nicht mehr, dass du herkommst. Keine Geschenke und keine Treffen mit unserer Christina mehr, verstanden? Du lässt ab jetzt deine Finger von ihr!«

»Hans-Jerg!« Das Entsetzen der Mutter war echt.

Eine rüde Handbewegung des Vaters schnitt ihr das Wort ab. Dann öffnete er die Tür noch einen Spalt weiter, und zu Christinas ehrlichem Erstaunen gehorchte Frieder. Ohne ein weiteres Wort verließ er das Haus. Sie hörte, wie die Eingangstür unsanft hinter ihm ins Schloss fiel.

Kurz darauf war auch der Vater aus dem Raum gegangen. Vermutlich, um nach den Kühen zu sehen. Er verbrachte inzwischen jede freie Minute im Stall. Der arme Matthis litt sehr unter seinen fürchterlichen Launen.

»Christina ...«, die Mutter hatte sie beim Arm gepackt. Die Nägel ihrer abgearbeiteten Finger bohrten sich schmerzhaft in die Innenseite von Christinas Unterarm.

»Lass mich los!«

»Nein, du hörst mir jetzt zu, du dummes Ding, verstanden? Ich will, dass du heute Abend zur ›Sonne‹ gehst, wie es der Frieder gesagt hat.«

»Aber der Vater ...«

»Dein Vater hat den Verstand verloren, damit du es weißt. So ein Narr! Aber das ist ja nichts Neues.« Sie lachte bitter. »Was glaubt er denn? Dass er den Hof noch davonbringt?« Der eiserne Griff ihrer Finger wurde noch eine Spur stärker. Christina begann leise zu wimmern. »Wir haben Schulden bis unter den Hausgiebel und können sie nicht bezahlen. Die Frist läuft bald aus, dann ist es vorbei. Und selbst wenn wir noch einmal über die Runden kommen sollten, von was sollen wir dann neues Saatgut kaufen?« Plötzlich ließ sie Christina los und sank kraftlos auf einen der Stühle am Tisch. »Die einzige Hoffnung, die ich habe, ist, dass uns der alte Sonnenwirt einen Kredit gibt, wenn ihr erst verheiratet seid. Oder vielleicht gibt er uns auch so etwas. Er wird ja kaum wollen, dass die Familie der Braut seines Sohnes von Haus und Hof vertrieben wird. Wie steht er sonst da?« Sie schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann schüttelte sie den Kopf, wie um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. »Nein, das wird er nicht wollen, das kann ich mir nicht denken.« Wieder packte sie Christinas Arm. »Du musst dich halt ein wenig anstrengen, Kind, dass der alte Sturkopf dich lieb gewinnt. Dann wird er die Hochzeit schon zulassen, und wir sind unsere Sorgen los.«

Christina spürte, wie sich das Gefühl der Bedrohung, das sie bei der Auseinandersetzung der Männer ergriffen hatte, noch verstärkte. Warum fragte eigentlich niemand, was sie wollte? Frieder in seiner besitzergreifenden Art genauso wenig wie der Vater. Und jetzt verlangte auch noch die Mutter von ihr, dass sie den drohenden Ruin aufhielt. Als ob das

in ihrer Macht stünde! Zum Lachen war das. »Aber wenn der Vater eine von den Kühen verkaufen würde ...«, wagte sie einzuwenden.

»Ach, sei still!«, fuhr ihr die Mutter über den Mund. »Eine von den Kühen verkaufen, Unsinn! Für die kranken bekommt er keinen guten Preis mehr, und die eine gesunde brauchen wir noch. Außerdem würde uns das auch nicht weiterhelfen.« Die Augen der Mutter funkelten böse, während sie weiter auf sie einredete. Christina kannte den Blick. Man nahm sich dann besser in Acht. »Keine Widerrede, Christina! Du tust, was ich dir sage. Und jetzt geh und wasch dich. Lege dein bestes Kleid an für den Kirchgang, und dann gehst du anschließend zur ›Sonne‹ wie besprochen. Und ich rate dir, dir rechte Mühe zu geben. Du weißt, was davon abhängt.«

Christina erhob sich. Was hatte sie für eine Wahl? Frieder würde bestimmt auch keine Ruhe geben, wenn sie nicht erschien. Irgendetwas sagte ihr, dass es besser war, ihn nicht zu enttäuschen. »Gut, aber du musst es dem Vater beibringen. Ich will nicht, dass er mich wieder schlägt.«

»Jaja ...« Die Mutter hatte sich schon wieder abgewandt. Eine weitere Tracht Prügel für ihre Tochter war etwas, das sie zuallerletzt kümmerte.



Sie sah ihn schon von Weitem neben dem Kirchenportal warten. Hatte er nicht gesagt, er müsse seinem Vater in der Metzgerei helfen? Warum war er nicht dort? Bestimmt würde er wieder Ärger bekommen, wie so oft. Margarethe ließ ein unwilliges Schnauben hören. »Ich sag's dem Vater, wenn du mit ihm sprichst!«

»Ach, sei doch still!«

»Ha, wirst schon sehen.«

Wütend funkelte Christina ihre Schwester an. »Dann sag's ihm doch, dumme Gans.«

Da hatte Frieder sie entdeckt. Seine muskulöse Gestalt löste sich von der Mauer und kam auf sie zu. Der Schnee knirschte unter seinen Stiefeln. Christina zog ihr Schultertuch enger um sich. Vielleicht würde es heute noch Schnee geben, aber eigentlich war es zu kalt dafür.

Da war er herangekommen, das Gesicht rot vor Kälte. Hatte er dort gewartet, seit er von ihnen fortgegangen war?

»Pack dich!«, knurrte er Margarethe an. Die beiden verband seit dem Markttag eine innige Feindschaft. Christina wurde das Gefühl nicht los, dass Frieder die Schwester nur wegen ihrer Hässlichkeit so schlecht behandelte. Kein schöner Zug von ihm, aber er war immerhin nicht der Einzige, der sich so verhielt. Margarethe hob stolz das Kinn, doch Christina wusste wohl, wie sehr sie Frieders offenkundige Verachtung wurmte. Dann marschierte sie in kerzengerader Haltung davon. Zweifellos würde sie dem Vater zu Hause mit Wonne Bericht erstatten, und was Christina dann erwartete, konnte sie sich an den Fingern einer Hand abzählen. Sie erschauerte.

»Ich muss mit dir reden, Christina.« Frieder zog sie ohne Umschweife an sich. In seinen Augen sah sie ein verdächtiges Blinken. Weinte er etwa?

»Hör zu, Frieder ...«

»Nein, du hörst mir zu! Ich will, dass du die Meine wirst, und zwar so schnell wie möglich. Komme, was da wolle.«

Sie versuchte, sich von ihm frei zu machen, doch sein Griff war unerbittlich.

»Ich sage doch gar nicht, dass ich nicht will.«

»So?« Für einen Moment wirkte er verduzt. »Dann ist es ja gut.«

»Ich meinte doch nur, dass wir nichts überstürzen sollten. Der Vater hat schon recht, es ...«

Der Zorn sprang jäh zurück in seine Züge. Er stieß sie von sich.

»Ach, so schnell gibst du auf?«, schrie er. »Bin ich dir etwa nicht gut genug? Hast dir womöglich schon einen anderen ausgeguckt, was? Das sollst du nur wagen!« Drohend kam er auf sie zu.

»Nein, Frieder, so nimm doch Vernunft an.«

»Ich will aber nicht vernünftig sein!« Wirklich liefen ihm nun Tränen über die Wangen, dann packte er sie grob an der Hand. »Ich habe genug davon! Auf der Stelle kommst du mit mir.«

»Frieder, du tust mir weh. Lass mich! Du bist doch nicht mehr bei Sinnen.«

Der Schlag überraschte sie völlig. Für einen Moment sah sie nur noch helle Blitze auf schwarzem Grund, als starre sie schwindelnd in einen Abgrund. Sie spürte, wie sie schwankte.

»Christina ...« Seine Stimme. Nur noch ein heiseres Keuchen, nah an ihrem rechten Ohr. Ihr Herz begann zu jagen, Angst drückte ihr die Kehle zu. Er packte sie erneut, drängte ihr einen Kuss auf. Dann noch einen. Sie rang nach Luft.

»Es tut mir leid!« Jetzt umfassten seine kräftigen Hände ihr Gesicht, pressten sich gegen ihre Schläfen. Er war so viel stärker als sie. »Oh Gott, ich ... ich wollte das nicht. Es kommt nicht wieder vor. Ich schwöre es.« Er wirkte sehr erregt.

Was sollte sie tun, wie sich am besten verhalten?

»Ja, Frieder. Es war ja nichts.«

»Nein, es war nichts, nicht wahr? Du bist doch meine Christina. Ich würde dir nie etwas zuleide tun, nicht dir!«

»Gewiss. Das weiß ich doch.«

Sie spürte, wie der Druck seiner Hände etwas nachließ. Und dann, ganz plötzlich, ließ er ab von ihr. Sie sah, wie er sich wie in innerer Qual zusammenkrümmte. Dass er so viel für sie empfand! Ein wenig schmeichelte es ihr.

Sanft legte sie ihm die Hand auf den Rücken. Schluchzend rang er nach Luft. Dann schien er sich zu beruhigen. »Wenn es dir so viel bedeutet, Frieder, dann will ich mit dir kommen.«

»Jetzt gleich?«

»Ja, jetzt gleich.«

»Gut! Dann komm!« Fest nahm er sie an der Hand und zog sie mit sich.

Von ferne hörte sie schon das Lachen und Lärmen der Fuhrleute und Dörfler im Wirtshaus. Die »Sonne« war das größte und schönste Wirtshaus im Ort, direkt an der großen Landstraße gelegen, die von Göppingen kommend zunächst schnurgerade durch Ebersbach führte und dann nach Westen abbog, um zunächst der Fils, dann dem Neckar Richtung Stuttgart zu folgen. Viele Fuhrwerke kamen hier entlang, und viele der Kaufleute, Händler und Wagenknechte legten gerne eine Pause in der »Sonne« ein, die für ihre Küche und die gute Metzgerei bekannt war. Auch heute an Silvester herrschte reger Betrieb, vielleicht noch mehr als sonst.

Frieder hatte den ganzen Weg kein Wort mehr gesprochen, sie nur mit stierem Blick hinter sich hergezerrt. Christina fragte sich wirklich, was in ihm vorging. Er konnte doch nicht annehmen, dass er, wenn er so vor den Sonnenwirt trat, mit seinem Anliegen Erfolg haben würde. Überhaupt war sie davon überzeugt, dass ihr Vater die Lage weitaus realistischer einschätzte als die Mutter. Doch sie wagte es nicht, noch einen Versuch zu machen, Frieder von seinem Entschluss abzubringen. Wer weiß, wie er darauf reagieren würde. Besser, sie reizte ihn nicht noch mehr.

Mit einem festen Tritt gegen das Türblech stieß Frieder die Tür zum Wirtshaus auf. Eine breite Holzterrasse führte, an den unten gelegenen Schlachträumen und den Stallungen vorbei, nach oben zum Schankraum und den Gastzimmern.

Kerzenlicht, Alkoholdunst und Krautgeruch sowie heiseres Gelächter, Gesang und die lautstark geführten Gespräche der Gäste wiesen ihnen den Weg.

Als sie den großen Schankraum betraten – eigentlich konnte man es fast einen Saal nennen, so weiträumig war er –, wurde es in ihrer Nähe still. Einige der Männer warfen neugierige Blicke auf sie und Frieder, der mit finsterner Miene dem Ausschank zustrebte. Christina fühlte sich sehr unbehaglich, doch Frieder zerrte sie ohne Gnade hinter sich her. Nur die Sonnenwirtin, Frieders ungeliebte Stiefmutter, stand hinter dem breiten, etwa hüfthohen Schanktisch, der den Raum dominierte. Dahinter war ein ebenso breiter Spiegel, eingefasst in eine fein geschnitzte hölzerne Regalkonstruktion, angebracht, auf der zahllose Gläser und anderes Geschirr standen. Ohne Zweifel herrschte in der »Sonne« kein Mangel an finanziellen Mitteln. Das Wirtshaus war mit seiner blendenden Lage und seinem noch besseren Ruf eine wahre Goldgrube.

»Wo warst du?«, zischte die Frau böse. »Der Vater ist wütend bis dorthinaus. Wegen dir muss er nun selbst unten im Schlachtraum stehen. Dabei haben wir das Haus voller Leute!«

»Was geht's dich an?«, fauchte Frieder zurück.

Das Gesicht der Frau verschloss sich. Sie schwieg. Christina wusste nicht zu sagen, ob Ärger oder Furcht ihr die Lippen versiegelte. Dabei war ihr Vorwurf doch allemal berechtigt. Sie wagte einen verstohlenen Blick in die Runde. Noch mehr der Gäste sahen nun interessiert herüber. Einige feixten und stießen ihre Sitznachbarn mit den Ellbogen an, als ob sie ein Schauspiel erwartete.

»Frieder!« Der schwere Tritt des Sonnenwirts dröhnte die Treppe herauf. »Wo kommst du jetzt her, du Tagedieb? Ich werde dich lehren, einfach fortzubleiben! Die ganze Arbeit

bleibt an mir und der Mutter hängen, und du hast nichts Besseres zu tun, als dich den ganzen Tag herumzutreiben.«

Vereinzelt war nun Gelächter zu hören.

»Ich hatte meine Gründe.«

»So, Gründe hatte der Herr! Das will ich einmal sehen, was das für Gründe sind, die dich von der Arbeit fernhalten. Du hast's gerade nötig.«

Frieder ließ Christinas Hand los und baute sich dicht vor seinem Vater auf. Die Ähnlichkeit der beiden war nicht zu übersehen. Beide hatten die gleiche kräftige Statur, die gleiche breite Stirn und die ein wenig zu grob geschnittenen Züge, das gleiche dichte Haar, der eine schon grau, der andere braun. Nur das Feuer in Frieders Augen leuchtete heller als bei seinem Vater.

Der Vater hob die Hand und deutete mit dem Zeigefinger auf Christina. »War *sie* etwa der Grund? Habe ich dir nicht gesagt, dass ich es nicht dulde, dass du dich mit diesem Pack abgibst?«

Christina schoss das Blut in die Wangen. Oh, am liebsten wäre sie im Boden versunken. Die Blicke der Männer in der Wirtsstube stachen ihr wie Dolche in die Seite.

»Sie ist kein *Pack*!« Frieders Stimme bebte gefährlich. »Ich werde sie heiraten, die Christina, damit du es nur weißt.«

»Im Leben nicht!«

»Herrgott, Vater, warum denn nicht?«

»Weil ich nicht zulasse, dass mein einziger Sohn sich und mich noch mehr zum Gespött macht als ohnehin schon. Du hast uns schon genug Kummer gemacht. Es reicht! Ich will nichts mehr davon hören. Das ist mein letztes Wort. Und du ...«, der zornige Blick des Alten wandte sich nun ihr zu, »... du siehst zu, dass du fortkommst. So weit kommt es noch, dass du weiter mit meinem Sohn herumpoussierst. Treib es, mit wem du willst, du Mensch, aber unter meinem Dach